



## Auf der Walze in Aegypten.

Von Artur Heye.

(Schluß.)

Am Mittag desselben Tages sah ich in der Herberge. Ich wollte doch nochmals versuchen, Arbeit zu finden, ich konnte mich von dem schönen Lande nicht trennen. Neben mir sah ein deutscher Jude. Wir kamen ins Gespräch, ich erzählte ihm mein gestriges Abenteuer, zeigte ihm die Altertümer und sagte ihm, daß ein blauer Starabäus wie der, ein Pfund kostete. Dann packte ich alles wieder in meine Tabakdose. Später hat er mich um etwas Tabak für eine Zigarette, ich gab ihm die Schachtel und erhielt sie auch wieder zurück. Dann ging ich bis zum Abend nach Arbeit. Die fand ich zwar nicht, aber daß mein blauer Starabäus fehlte, das fand ich plötzlich. Ich dachte sofort an den Israeliten, der hatte ihn sicher gestohlen. Ich spornstreichs in die Herberge zurück und suchte nach ihm. Er kam nur zum Essen dahin, aber einer der Diener wußte seine Wohnung und erbot sich, mich für einen Frank dabinzubringen. Den Starabäus mußte ich wieder haben, so opferte ich den Frank. Es war schon dunkel, als wir nach dem Boulak kamen, wo der Hebräer wohnte. Er war im Hinterhause im ersten Stock bei einem Griechen. Ein junges Mädchen öffnete. „Si, si, Signore, Signor Vogel ist da. Hier links.“ Ich trat ohne anzuklopfen in das bezeichnete Zimmer. Der Spitzbube trank gerade Tee, und verschluckte sich gleich vor Schreck als er mich sah. „Gib den Starabäus heraus, du Hund, sonst drehe ich dir den Hals um.“ sagte ich recht höflich und streckte auch gleich die Hand nach seiner Gurgel aus. Er war schnell gefaßt. „Starabäus? Ich habe keinen. Wie kommen Sie überhaupt dazu —“ Ich antwortete gar nicht, schloß die Tür von innen zu und wollte ihn packen. „Hilfe!“ schrie er ein paar mal, jedesmal in einer anderen Sprache und sprang auf das Sofa. „Und wenn du ganz Aitro zusammenkriechst, ich bekomme meinen Starabäus. Der damit!“ „Ich habe keinen, Hilfe!“ Da berief ich ihn beim Schopf und öffnete ihm die Taschen. Wenn er sich sträubte oder schreien wollte, gab's eins auf den Mund. Draußen auf dem Platz kroch die das Mädchen, ein Mann hüllte und donnerte an die Tür und wollte wissen, was drinnen vorging. Der Kerl hatte ihn nicht bei sich. Da geriet ich in Wut. Ich drückte ihm die Kehle zu. „Belomme ich ihn jetzt? Sonst erwürge ich dich.“

Das hätte ich natürlich nicht getan, aber das bißchen Drücken half schon. „Lassen Sie los, ich — ich...“ „Du willst ihn herausgeben?“ „Hilfe!“ schrie er sofort wieder, als ich ihn los ließ. „Alles, gab's eine Ohrfeige, dann machte ich wieder Miene, ihn bei der Kehle zu nehmen. „Mein Gott, nicht! Da, ich habe —“ „Wo?“ fragte ich. „Schnell sag's!“ „Dort auf dem Schrank in der Zigarettenschachtel.“ Ich ging hin und wirklich: er lag mit zwei Ringen darin.

Plötzlich sprang der Hebräer nach der Tür, schloß auf und stürzte schreiend hinaus. Ich hörte einen Mann zur Korridorlär her-einkommen, eine Säbelscheide klickte. Jetzt wurde es Zeit zum Verdunsten. Es war zwar mein Starabäus, aber — so etwas wie ein Ueberfall wars doch. Mindestens Hausfriedensbruch. Aber wo hinaus? Dort war ein Fenster. Sofort war ich oben. Hinter mir stürzten Leute ins Zimmer. Ich sah deutlich ein Schuppendach und sprang. Au weh! Ich brach durch die Dachpappe, war im Nu wieder heraus und sprang auf gut Glück vom Schuppen wieder herunter. Unten fiel ich mit dem Aste auf eine leere umgestürzte Tonne. Jetzt konnte ich nicht mehr laufen, es tat höllisch weh. Da kroch ich — es war keine andere Rettung mehr möglich — in die Tonne. Hoffentlich suchten sie mich nicht darin. Ein paar Minuten später kam eine wilde Jagd die Treppe heruntergepoltert und fuhr vorn zur Haustür hinaus. Ich beschloß, in meiner Tonne noch eine Weile dem alten Diogenes Konkreten zu machen. Aber da kam einer und machte mir weh: der rechtmäßige Bewohner der Tonne, ein großer gelber Hund. „Aha, auf den hatten sie sich verlassen, darum hatten sie auf dem Sofa gar nicht erst nach mir gesucht. Er steckte den Kopf herein und schnüffelte in strauisch. Ich schob leise den Arm vor und spreizte die Finger. „Wenn du lärm schlägst, verum ich dich jetzt bei der Kehle, mein Freund.“ dachte ich. Aber er war vernünftig und verhielt sich ruhig. Herein kam er allerdings nicht, es war etwas nicht gebener. Solange der vor der Tonne lag, war ich sicher, daß sie mich nicht darin suchen würden. So brannte ich mir eine Zigarette an und massierte mein Aste. Den kroch ich vor, flüsternd ihm beruhigend zu und freudete ihn vorsichtig. Er ließ sich's

gefallen und wir schieden als gute Freunde. Ich kam unbehelligt hinaus. In meine Herberge ging ich freudlich nicht. Wer weiß, was der verdammte Jude alles geschwindelt hatte. Vielleicht war die Polizei schon dort und wartete auf mich.

Die Nacht verbrachte ich nach alter, guter amerikanischer Gewohnheit in einem Güterwagen, frech ging ich dreist und gottesfürchtig aufs Konsulat und fragte nach Arbeit. „Haben Sie schon einmal in einem Hotel als Hausdiener gearbeitet?“ „Zogar als Portier.“ „Schön, nehmen Sie diese Empfehlung und fahren Sie nach Helouan in das Sanatorium des Doktor Glanz. Der sucht einen Hausdiener.“ „Bitte, wie weit ist's bis dahin?“ „Eine Bahnstunde, ungefähr fünfzig Kilometer!“ Ich fragte noch gewissenhaft nach dem Bahnhof. Als ich ihn gefunden hatte, ging ich drum herum und stieg vor der Stadt auf die Geleise. Dann wanderte ich wohlgenut los. In diesem Tage wäre ich beinahe verdurstet. Immer Wüste, nichts als Wüste rings herum. Nachmittags gegen fünf Uhr bekam ich von einem arabischen Straßenarbeiter einen Schlud Wasser und ein Stück Vohrenbrot. Abends gegen neun Uhr kam ich in Helouan an und wurde angenommen.

Es war sechs Monate später, es gab schon wieder Hundunddierziggrad Tage. Die Saison ging zu Ende, wir rüsteten uns, das Pharaonenland zu verlassen. Da kam eines Abends unser Gärtner und sagte mir, daß draußen eine Anzahl Beduinen auf Kamelen wären. Einer hätte noch mir gefragt. Ich abnete sofort, wer es war; wir hatten uns ja oft geschrieben. Eine Minute später schüttelte ich Omar und seinem Vater die Hände. Sie luden mich ein, mit ihnen nach den Totenfeldern von Zuffarah zu gehen und bei ihren Grabungen zuzusehen. Ob ich mit wollte? Wie gern wollte ich mit! Ich erbat und erhielt Urlaub für den letzten Tag beim Doktor. Kurz vor Sonnenuntergang waten wir durch die Streden von Helouan dem Nil zu. Ich hatte eines der Packkamele bekommen.

Es wurde Nacht, bis wir aus der Stadt kamen. In schaukelndem Schritt trugen uns die Kamele dem Strome zu. Bei Bodrochini setzen wir in der Föhre darüber und drüben ging's weiter bei manem Stern glanz durch



die Täler der Wüste. Die gleichmäßigen Hügel sehen aus wie ein zu Sand und Steinen erstarrtes Meer. Hier herrscht die Ruhe des Todes, eine Ruhe, von der man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Am Grunde der verdurfteten trockenen Wadis (Wüstentäler) ist das leise Klinglein eines jagenden Sandkörnchens, das hoch oben am Rande der Schlucht der Wind treibt, ein großes Geräusch. Kein Laut unterbricht diese feierliche Stille, kein Vogelruf, kein Summen einer Fliege. Hier herrscht der Tod in seiner furchtbarsten, nacktesten Gestalt, der Tod an sich. Oben funkelten die Sterne im weißen, klaren Glanz des Südens und um uns dehnten sich die weiten Flächen vom Horizont zu Horizont.

Der Nüt dauerte sechs Stunden. Beim

### Ein Sonnenstrahl.

Von Arthur Beher.

Durch das trübe Werkstattfenster  
hüßt ein goldner Sonnenstrahl.  
Und gleich blühen helle Lichter  
auf dem blanken Arbeitspfaß.  
Und die vielen tausend Stäubchen  
tanzen einen Ringelreihn,  
ja sogar die ewiggleiche  
Drehbank lacht im Sonnenschein.

Wie ein Dieb stiehlt der Prolete  
sich ein Weichon teurer Zeit;  
trinkt das Licht mit seinen Augen,  
und ein Lächeln legt sich breit  
auf das schmale Angesicht.  
Dann duckt er sich hastig nieder,  
Zeit ist Geld. Es mahnt die Pflicht.

### Hände und Handleskunst.

Von Max Barthel.

Der Professor Freyers in Jena hat festgestellt, daß alle Gedanken von Muskelschwankungen in den Händen begleitet sind, die mit Hilfe feinsten Apparate gemessen werden können. Die menschliche Hand ist nicht nur ein hochkompliziertes Werkzeug; in ihren Formen, Nerven, Bergen und Tälern ist auch in großen Zügen die Landschaft der Seele zu lesen. Darüber gibt es eine ganze Literatur und Wissenschaft. Oftmals Gemischn sich lächelnd mit strenger Wahrheit. In ihrem Holtempur nistet der Aberglaube.

Die Geschichte der Hand ist der großartigste Roman aller Zeiten. Zu schildern wäre, wie sich mühsam aus dem Vierhänder der Zweihänder entwickelte, wie das erste Greifwerkzeug entstand, dann der Hammer, die Keule, die Schlenker; es müßte beschrieben werden, wie sich langsam aus der geschlossenen Raubhand des Halbwilden die offene Hand des denkenden Menschen löst, die opfernde Hand vor den Göttern und den leidenden Brüdern. Auch die hundert Hände Buddhas müßten durch diesen Roman geistern, die Hände der Geliebten, der kleinen Kinder, der Mörder, der Erfinder, der Soldaten, der Künstler und der alten Leute.

Durch diesen Roman müßten auch die Schicksalslinien der vielen Hände laufen, die Lebenslinien, die Herzlinien, die Kopflinien. Auch die Form der Hände und Finger müßte beschrieben werden. Es gibt kalte, unbarmherzige Finger, weiche, mütterliche und schmale, künstlerische Finger. Alle diese Finger müßten sich wie in einem Schattenspiel bewegen, alle diese Finger, die in der Handleskunst nach den Sternen Merkur, Apollo, Saturn, Jupiter und Venus heißen.

ersten Sonnenlicht des jungen Tages, das vom Osten heraufstutete, standen wir vor der einsamen, ehrwürdigen Pyramide des Sakkarahs. Die Beduinen errichteten ein Zelt und begannen dann an einem Felsenabhange den Schutt aus einem Grabe zu schaufeln, das Omars Vater entdeckt hatte. Ich streifte in der Umgebung umher, besah mir die Ausgrabungen englischer und amerikanischer Gelehrter und kehrte zu Mittag wieder zum Zelt zurück. Beim Essen gab mir der Alte einen Skarabäus von derselben Größe wie mein blauer. Der hier war aber grün. „Hier nimm den, der ist echt! Es ist das erste, was wir fanden.“ „Ja, ist denn mein blauer nicht auch echt?“ fragte ich. „O nein,“ sagte der Alte, „ich sagte dir doch, daß ein echter ein Pfund Wert hat, der deinige aber nicht, weil

er eben nicht echt war. Hastest du mich nicht verstanden?“ Ich war blass! Da hatte ich also wegen zehn Pfennigen einen Ueberfall und Hausfriedensbruch begangen! Ich erzählte meinen Freunden meine Abenteuer wegen des gestohlenen Skarabäus und löste ein schallendes Gelächter aus.

Dann nahm ich Abschied von den andern. Omar begleitete mich bis zu Selouan zurück. Am ersten Hause sagte auch ich ihm Lebewohl, vielleicht für immer, denn am anderen Tage reiste ich ab.

Ich sah wehmütig zum letztenmale die Sonne in einer Farbeninfonie hinter Sakkarah untergehen. „Allah il Allah! Allah Mohamed Rasul il Allah!“ verklang des Hochschas Ruf im Abendwinde.

Das herrlichste Kapitel müßte das über die Arbeiterhände sein. Diesen Abschnitt aber dürfte kein Handleskünstler schreiben; ein Dichter müßte ihn verfassen. Der Fachmann der Chirologie würde nach seinem starren System nur ungerecht sein; der Dichter würde sofort die Zusammenhänge zwischen der menschlichen Kultur und Arbeit aufdecken. Er würde in den groben, gequälten und schwielenzerrissenen Händen die Dellen springen sehen, aus denen am Ende jede Kunst, Schönheit und Wissenschaft und jeder Fortschritt lebendig aufquellen.

Vor mir liegen die Lichtbilder von zwanzig Arbeiterhänden, die der Deutsche Holzarbeiterverband seit vielen Jahren durch die Länder und Städte schickt, verstimmt und von den Maschinen, Messern und Sägen zerfetzte Hände, deren Schicksal man nicht nur aus den scharf ausgeprägten Linien, Bergen und Tälern ablesen kann.

Da sind die Hände des Vinzenz Fuchs, von dessen rechter Hand die Kreissäge zwei Finger fielen. Da liegt sie nun, die Hand des Maschinenisten, wie zum Schwur erhoben, eine ewige Anklage gegen das Schicksal. Was kümmert uns bei diesem Anblick alle Handleskunst! Die Schwurhand des Vinzenz Fuchs zeigt mehr als alle Wissenschaft oder ästhetische Betrachtung: sie zeigt den blutigen Kampf der Proleten um den Bissen Brot.

Acht Jahre nach dem ersten Unfall, der die rechte Hand verstimmelte und zehn Mark Monatsrente brachte, kam das zweite Unglück. An der linken Hand riß ihm die Fräsmaschine die drei Mittelfinger ab. Erster Unfall im Herbst, im November, zweiter Unfall im Herbst, im Oktober. Für Vinzenz Fuchs war der Herbst große Entzeit. Die Wälder färbten sich rot, die Messer und Sägen der Maschinen färbten sich rot . . .

Fuchs steht an keiner Maschine mehr. Er lebt von seiner Rente. Jeden Tag darf er knapp hundert Pfennige verzeihen. Sommerreisen ans Meer oder nach Italien macht er nicht.

Auch die Hände des Anton Schindler sind ein Schlachtfeld. Den Daumen der einen Hand fraß die Kreissäge, den Daumen der andern die Hobelmaschine. Fünfmal verunglückte Anton Schindler an den Maschinen. Fünfmal spritzte sein Blut. Auch den Zeigefinger der linken Hand machte die verfluchte Hobelmaschine zuschanden.

In die rechte Hand von Otto Jost hatte das Leben viele Berge aufgebaut und glückerbeißende Linien gezeichnet, bis die Kreissäge ihre Schicksalslinie mit scharfen Zähnen engrub. Die Maschinen haben kein Hirn, und wenn sie schon behirnt wären, sie ratterten doch nur: Profit. Und als die Kreissäge an Otto Jost kam und ihre Linde einzeichnete, da nahm sie gelassen

antherhalb Finger mit, zerschneid die ganze Hand und machte sie steif. Jost war damals zweiundvierzig Jahre alt. Ein so alter Maschinenarbeiter mit einer steifen Hand ist zu nichts mehr zu gebrauchen. Das macht verständlich, warum Jost hundert Prozent Rente bekam. Schon ruhete er aus, der Mann, der über achtundzwanzig Jahre in der Fabrik stand. Da kam im nächsten Jahre eine neue Säge, die der Behörde, und beschneid die Rente auf sechzig Prozent. Auf den Expreswegen der Globetrotter wird man Otto Jost schwerlich finden . . .

Zimmer neue Hände strecken sich anlagend empor. Ich sehe und kenne sie alle, ihre Qual und ihre Not, da ich ja selbst an den Maschinen gearbeitet habe. Ich schließe die Augen. Die Nerven der Transmission klackern. Sell singen die Motoren. Tausend gehen die Sägen. Die groben Maschinen krachen und donnern. Das Holz wimmert. Da schreit plötzlich eine andere Stimme: ein Mensch schreit, dem die Säge oder Vierkantwelle die Hand verstimmt hat. Wieder spritzt das leibbare Blut. Wieder hält einen Augenblick lang der eiserne Singang der Arbeit an, um dann mit neuer Wut loszubrausen, heulender und herrlicher als zuvor, um die verlorenen Minuten heranzuholen.

Viele Hände heben sich empor, arme, zerfetzte und verarbeitete Finger, zerschrittene Handballen, verkrümmte Klauen, in das Dunkel der Baracken zurückgeschleudert, als die Hand nur Werkzeug oder Waffe war und nicht, wie in vielen Lichtbliden schon heute, offene Bruderhand, Hand des Vaters, des Geliebten, Hand, die streicheln kann, malen, musizieren, schreiben und liebhaben.

Hände geistern durch den hellen Tag, viele Hände, harte Arbeiterhände, nichts für den Handleskünstler, alles aber für uns, für die Genossen, Freunde und Schicksalsgefährten. Einmal, daß wissen wir alle, wird die Hand geheligt sein. Es gibt keine Trennung mehr zwischen Hirn und Faust. Ja, schon heute sind wir erfüllt vom Wissen von der Herz- und Hirnbegebensten unversehrtesten menschlichen Hand . . .

### Aussprüche bürgerlicher Denker über Religion, Christentum und Kirche.

„Mehr und mehr wird es sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.“

S. v. Treitschke.

„Laß uns jedem die vollständigste Glaubens- und Gewissensfreiheit einräumen, aber auch den Weg der Dummheit erst dann als eisch edes betrachten, wenn die Kirche nicht mehr und nicht weniger ist als ein Verein wie jeder andere Verein.“

Graf Wrabeau.



# Der Fascist redet.

Von Hans Kassa.

Die kleine südliche Stadt war durchaus nicht fascistisch, im Gegenteil. Die Regierung hatte sie nämlich aus budgetären Gründen zu umfangreichen Verkäufen aus ihrem kleinen Kunstmuseum, das ihren großen Stolz bildete, einfach gezwungen. Gerade deshalb wurde sie aber vom Generalsekretär der Regierungspartei anlässlich seiner großen Propagandageschäftsreise für die Ideen des Fascismus ausdrücklich mit ihrem Besuch beehrt.

Um halb 7 Uhr war die ganze Stadt auf dem Marktplatz versammelt, nebst der nebewohnenden Landbevölkerung, weniger vom Gefühl, denn von Zwang und Neugierde veranlaßt. Wer fehlte, konnte eingeschlagene Fensterhebeln fürchten. Und den Generalsekretär einmal zu sehen, lohnte der Mühe, den mächtigsten Mann im Land, nach dem Diktator, den er hündisch verehrte, Roberto Farinacci, der einmal ein ganz kleiner Eisenbahner gewesen war und es so herrlich weit gebracht hatte, durch Intrigen, geheime Organisationen und Verschwörungen und das Verdienst, einmal mit dem heutigen Diktator zusammen eingesperrt gewesen zu sein . . .

Um 7 Uhr kam er daher. Die Häuser waren besetzt, illuminiert, drei Musikkapellen spielten, schrecklich, zu gleicher Zeit, überall sah man schwarze Bänder, Klauen und Zettel flogen von Balkonen und Fenstern hernieder. Er war klein, von sehr kräftiger Gestalt, englisch angezogen, schnitt das arrogante Gesicht, das möglich war, schritt durch den ganzen Werbeamtlos durch und wackte mit der Hand: Schön gut, schon gut — ein hysterisches Mädchen, das sich vorstürzte, vermutlich um ihm die Hände zu küssen oder sonst wie, wurde von seiner bewaffneten Begleitung zurückgerissen, ohne daß sein Gesicht sie nur gestreift hätte. Dann stand er auf dem Balkon des Hotels und der Bürgermeister der Stadt begann vor ihm seine Ansprache. Er war Fascist, der Bürgermeister, wie denn auch nicht, und dennoch verdächtigt, denn er hatte seinerzeit, anlässlich des Museums, zu viel von Kunst und zu wenig von fascistischer Politik geredet. Während der ganzen Rede unterhielt sich denn auch der Generalsekretär ungeniert mit seiner Umgebung und äußerte, während er gerade mit den schönsten Worten gefeiert wurde, so laut, daß das Volk unten es hören konnte, man möge den Bürgermeister diskret veranlassen, schon endlich aufzuhören. Ein paar Fascisten unten schrien: Schön! Der Bürgermeister bekam einen roten Kopf und verhaspelte sich, das Volk unten aber, man spürte es deutlich, fühlte menschliches Mitleid mit dem von ihm erhöhten und von anderen öffentlich erniedrigten Mann, und schrie doppelt so laut „Bravo!“ als er, mit Mühe und Not, doch bald den Schluß erreicht hatte.

Der Widerstand gegen den Propagator der Regierung war in diesem Augenblick unglaublich stark, das spürte er, als er seine Rede begann und machte sie daher zum schärfsten und verheerendsten, die ich je vernommen habe:

„Ich rede hier nicht zu den Fascisten,“ so ungefähr waren seine ersten Worte, „ich will nicht denen, die einkaufen zu uns gehn, unsere Dogmen und unsere Absichten zum tausend und ersten Male vor Augen halten. Heute sind wir so weit: Die Fascisten sind eben die Fascisten und damit basta! Jetzt gehen wir an die Nichtfascisten heran, die wenigen, die übrig geblieben sind und sich von uns nichts vor Augen halten lassen wollten. Zu denen rede ich zum ersten und letzten Male.“

Das Wort „Nichtfascisten“ kam aus einem Munde, der unfähig verachtungsvoll und ironisch lächelte. Dieser Mund wurde plötzlich dünn und scharf und unheimlich kalt formte er folgende Worte:

„Die Nichtfascisten hoffen auf das Ausland, und wir sagen ein für allemal, daß wir uns gegen dieses Ausland, welches immer es sei, zu helfen wissen werden. Es möge sich merken: nur Kriege waren es, die Italien so groß gemacht haben. Den Nichtfascisten sei aber gesagt, daß wir hier in unserem Lande die Gewalt haben, und daher die Möglichkeit, unseren Willen durchzusetzen. Wir wollen, daß in unserem Lande nur Fascisten seien, und um das zu erreichen, sind uns die schärfsten Mittel gerade gut genug. Wenn ihr glaubt, daß uns die Hände gebunden sind durch diesbezügliche Gesetze, die frühere, völlig unfähige Regierungen gegeben haben, so irr ir euch. Wir erachten uns nicht als gebunden und ich persönlich werde nicht ruhen, bis sie wieder aufgehoben sind. Zuerst, ich freue mich, dies den zahlreich hier erschienenen Nichtfascisten ins freche Gesicht sagen zu können — zuerst einmal kommen wir mit der Wiedereinführung der Todesstrafe!“

Die Fascisten unten schrien an dieser Stelle hoch und das Volk verstummte. Eine Stimme rief heiser, aber deutlich dem Redner entgegen: „Beccaria!“

Die Fascisten rührten sich, doch in dem Bedrängnis konnten sie nicht vom Fleck kommen, um den Zwischenrufer zu zücheln. Ich sah von meinem Balkon aus ganz deutlich, es war der Freiseur, ein alter Mann, der für Humanismus und deutsche Kultur schwärmte und dem gegenwärtigen Regime aus idealen Gründen abgetan war; er hütelte sich, politisch tätig zu sein und war doch das stärkste Rückgrat der Opposition, weil er unanfechtbar von seinen Gedanken und Gefühlen sprach und schwärmte, während er von früh bis abends die ganze Stadt vollerte und ihr auch zeitweilig die Haare schnitt.

Cesare Beccarias Namen, den er rief, war mir bekannt geworden, wie er auch jedem halbwegs gebildeten Italiener bekannt war: berühmter Rechtslehrer des 18. Jahrhunderts, edler, humanistischer Geist, von Voltaire kommentiert, überreicht und verehrt, dessen Rechtslehren die Grundlagen der Landesgesetzgebung bildeten, eben jener, an der das neue Regime rüttelte und riß.

Der Gewaltmensch oben am Balkon war der Situation wohl gewachsen. Sein Anblick zerfloß einfach vor Hohn. „Beccaria,“ rief er, „wer ist denn das? Den habe ich noch nicht kennen gelernt!“

Seine Unbildung war im Lande bekannt, doch liebte er es stets, damit noch zu profen.

„Beccaria,“ riefen jetzt mehrere hinauf, „er war gerecht und weise, er war gegen die Todesstrafe!“

„Ja?“ meinte der oben höhnisch, „na, dann wird er eben der erste sein, mit dem wir anfangen!“

„Höh,“ lachten unten die Fascisten.

Der Redner oben erwähnte das angebliche Attentat auf den Diktator und brachte damit die jüngsten Szenen im Parlament in Zusammenhang; es ist gerächt gewesen, daß man die Abgeordneten der gegnerischen Parteien blutig hinausgeprügelt hätte.

Ich hatte genug, verließ meinen Balkon

und, durch einen rückwärtigen Eingang, das Haus. Am Meeresufer war kein Mensch zu sehen. Ich ging in Gedanken auf und ab. Die Stadt mit ihren erzwungenen Ovationen, der Bürgermeister, der Freiseur und der Fascist mit den Todesdrohungen — das ganze heutige Italien in einer Viertelstunde. Wo war der Ausweg?

Eine Gestalt tauchte auf, es war der alte Freiseur, er eilte auf mich zu. „Ach, junger Deutscher,“ rief er, „wie schön ist der Mensch, mit seinem Verstand und allem, was dieser Verstand geschaffen hat. Nun reden die, die an der Macht sind, von Kriegsführen und Todesstrafe. Es will mir nicht in den Kopf, wie man etwas, das existiert, und mit Mühe und Fleiß gemacht worden ist, zerstören kann, seien es Städte oder Kunstmuseen, sei es der Mensch selber. Es will mir nicht in den Kopf und doch reden sie davon. Ach, Menschen ohne Verstand sind nicht schön!“

Das war seine Art, schwachhaft zu agitieren. „Ich weiß keinen Ausweg,“ fuhr er fort, „es ist zum Verzweifeln.“

„Sie verzweifeln doch nicht,“ sagte ich ihm. „Sie reden doch und reden und lassen sich dabei nicht den Atem ausgehen!“

„Man wird mir den Atem wegnehmen!“ fragte er. „Gut,“ fuhr er fort, „ich bin alt und habe die Welt mit samt ihren herrlichen Künsten und Wissenschaften kennen gelernt: Mögen sie mich dafür töten — ich rede weiter!“

„Und wer soll handeln?“ fragte ich.

„Handeln?“ sagte er, „ich persönlich wüßte nicht wie. Aber vielleicht die Jungen!“

„Die Jungen,“ wandte ich ein, „sind größtenteils fascistisch organisiert.“

„Ja,“ sagte er. „Aber der Sohn des Hoteliers, er ist zwanzig Jahre alt und hört auf meine Reden, ist durch seinen Vater gezwungen worden, vom Balkon herunter Blumen auf den Fascisten zu werfen. Blumen zu werfen! Er hat es getan. Ich habe aber sein Gesicht dabei gesehen —“

„Ich habe auch sein Gesicht gesehen,“ sagte ich, „ich bin Ausländer und Betrachter, und kann objektiv sagen: Ich habe das bestimmte Gefühl, daß jemand mit so einem Gesicht einmal etwas anderes auf den Fascisten herunter werfen wird.“

„Nicht davon reden,“ erwiderte er, „der politische Mord ist gegen meine Ueberzeugung. Er ist gemein.“

„Da muß ich Ihnen,“ sagte ich, „gleichfalls als Betrachter und Ausländer und ganz objektiv widersprechen. Die Fascisten führen die Todesstrafe wieder ein. Damit geben sie, ohne es zu wissen, dem politischen Mord etliche Berechtigung. Nach einem politischen Mord hat es noch niemals ein Entkommen gegeben. Der Mörder muß das Leben, das er einem anderen genommen hat, doch mit seinem eigenen bezahlen.“

„Nicht davon reden,“ hat noch einmal der Alte, „mir quält es das Herz ab. Vielleicht löst sich alles menschlich, parlamentarisch —“

„Parlamentarisch,“ sagte ich, „wahrscheinlich in jenem Parlament, aus dem sie die Gegner blutig hinausgeprügelt haben?“

„Ja,“ sagte er, „ich kann nur im Freiseurladen stehen und reden, und das werde ich bald lassen müssen!“

„Und der Sohn des Hoteliers,“ meinte ich, „kann nicht einmal das. Der muß auf dem Balkon stehen und dem Fascisten Blumen streuen.“

„Ich weiß keinen Ausweg,“ stöhnte er, „wie wird das enden?“

„Gut,“ meinte ich, „indem ihr beide ganz einfach den Generalsekretär um Aufnahme in die fascistische Partei ersucht!“



## Der Ring.

Von Anni Hansun.

Ich sah einmal in einer Gesellschaft ein junges verliebtes Mädchen.

Ihre Augen waren doppelt blau und doppelt strahlend, und sie vermochte ihre Gefühle nicht zu verbergen. Wen liebte sie?

Den jungen Herrn dort am Fenster, den Sohn des Hauses, einen Mann in Uniform und mit Löwenstimme. Ach Gott, wie ihre Augen den jungen Mann liebkosten und wie sie unruhig auf ihrem Stuhle saß!

Als wir nachts nach Hause gingen, sagte ich, weil ich sie so gut kannte:

Wie klar und herrlich das Wetter ist! Hast du dich heute nacht amüsiert?

Und um ihrem Wunsch zuvorzukommen, zog ich meinen Verlobungsring vom Finger ab und sagte weiter:

Sieh, dein Ring ist mir zu eng geworden, er drückt mich. Wie, wenn du ihn weiter machen ließe?

Sie streckte ihre Hand aus und flüsterte: Gib ihn mir, dann wird er schon größer werden.

Und ich gab ihr den Ring. Einen Monat später traf ich sie wieder.

Ich wollte nach dem Ringe fragen, unterließ es aber.

Es eilt noch nicht, dachte ich, laß ihr noch Zeit.

Da blüht sie die Straße entlang und spricht: Es ist wahr — der Ring. Ich hatte Unglück mit ihm. Ich habe ihn verlegt, oder vielmehr verloren.

Sie wartet dann auf meine Antwort. Bist du mir deshalb böse? fragt sie unruhig. Nein, antwortete ich.

Ach Gott, wie erleichtert sie fortging, als sie sah, daß ich nicht böse darüber war.

Dan verging ein ganzes Jahr.

Ich kam wieder in die Gegend und ging eines Abends einen mir bekannten sehr bekannten Weg.

Da kommt sie mir entgegen, und sie hatte dreifach blaue und dreifach strahlende Augen. Ihr Mund aber war so groß und so bleich geworden.

Sieh ist dein Ring, rief sie, dein Verlobungsring. Ich habe ihn wiedergefunden, Gehebet, und ihn größer machen lassen. Nun wird er dich nicht mehr drücken.

Ich sah das verlassene Weib an und ihren großen, bleichen Mund. Und ich betrachtete auch den Ring.

Ach! sagte ich und verneigte mich tief, mit dem Ring haben wir Unglück! Nun ist er allzu weit!

## Der nächste Krieg.

Von Maxim Gorki.

Zeit dreißig Jahren glaube ich Grund zu zweifeln zu haben, ob die Gesellschaft, in der ich lebe, eine humane, eine christliche ist; obwohl die europäische Literatur mich hartnäckig zu überzeugen macht, daß meine Zweifel unbegründet seien, und behauptet, daß der eine und der andere Kontinent zum großen Teil von menschlichen Wesen bewohnt sei, die sich zur christlichen Religion bekennen und sie verstehen.

Wer ist da, Prolet zu erheben; wer ist da, anzukämpfen gegen das kommende Unheil?

Ich wende mich an die Frauen, an die Mütter. Nicht allein an die Millionen Mütter, die ihre Kinder in dem furchtbaren Weltkrieg verloren haben, sondern ebenso an die Mütter, denen der Verlust ihrer Kinder morgen oder in zwei Jahre droht. Warum schweigt ihr? Ihr,

die ihr sie in Schmerzen geboren habt? ... Warum wollt ihr dulden, daß der Mensch, den ihr geboren, wieder zu einem Tier, einer Bestie, einem Mörder erniedrigt werden soll? ...

Mütter, Frauen! Hier habt ihr das Wort, das Recht, eure Gesetze niederzulegen. Das Leben kommt und geht von euch. Ihr müßt, eine wie alle, euch erheben, das Leben gegen den Tod verteidigen! Ihr seid die ewigen Feinde des Todes. Ihr seid die Macht, die unermüdet kämpft und überwindet.

Warum denn bewahrt ihr in diesen Tagen des sich wieder nahenden Unheils eure Söhne nicht vor der ungeligen Schwächerei? Warum erhebt ihr nicht eure mächtige Stimme zur Verteidigung des Lebens gegen die, die nach Zerstörung und Vernichtung dürsten?

Warum, ihr Mütter?

## Allerlei.

Die Türken überspringen sechs Jahrhunderte. Die türkische Nationalversammlung in Angora hat bekanntlich für die neue Türkei den „westlichen“ Kalender eingeführt, d. h. die christliche Zeitrechnung angenommen. Infolgedessen wird fortan im offiziellen Kalender der türkischen Republik der erste Tag des Jahres mit dem bei den meisten anderen Völkern üblichen Neujahrstage zusammenfallen. Bisher galt als Ära der mohammedanischen Zeitrechnung die Hedschra (Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina), und diese Zeitrechnung begann mit dem 16. Juni 622. Die Türken wollen also jetzt in ihrem Kalender sechs Jahrhunderte überspringen, denn es soll auf den 31. Dezember (so heißt der Monat bei den Mohammedanern allerdings nicht) 1924 der 1. Jänner 1927 folgen. Bei Privatgeschäften soll der Kalender der Hedschra auch ferner noch angewendet werden dürfen. Da in der mohammedanischen Zeitrechnung nach Mondphasen gerechnet wird, wird jetzt der jeweilige erste Tag der Monate von Sternwarten offiziell festgestellt. Der neue türkische Kalendertag soll um Mitternacht beginnen, und die Stunden sollen von 0 bis 24 gezählt werden.

Das Denkmal für die überfahrenen Fußgänger. Ein originelles Denkmal ist vor einigen Tagen an einem Kreuzweg in New York errichtet worden; es handelt sich um eine Straßenkreuzung, an der die Verkehrsunfälle infolge des gewaltigen Straßenverkehrs besonders häufig sind. Auf einer schlichten Marmortafel, die von einer Art Nischenurne überragt wird, steht geschrieben: „Zur Erinnerung an die 265 Fußgänger, die seit dem 1. Januar 1926 an dieser Stelle von fahrkräftigen, rasenden Autofahrern überfahren worden sind.“ Der Fußgänger, der von einem wägen Chauffeur zu drei geruhsamlich wird, hat also wenigstens einen Trost; er wird in Marmor verewigt, wenn auch nur als Nummer.

Stetistisches vom Varieté. Die deutschen Varietés kämpfen um ihre Existenz. Eigentlich sollte man sich darüber wundern, denn nach einer kürzlich veranstalteten statistischen Umfrage existieren in dem 60-Milionen-Densland nur 787 derartige Vergnügungsabteilungen und 3900 Lichtspieltheater, während die Vereinigten Staaten bei nur doppelter Bevölkerungsziffer viermal so viel Varietés und „Shows“ und fünfmal so viel Kinos haben. Paris hat bei seinen drei Millionen Einwohnern 6 große Varietés mit 20.000 Sitzplätzen, 4 Zirkusse, 18 Newtheater, 8 große Varietéscafés, 49 Kabarets, 38 Varietéscafés und 96 Kinovarietés, Tanzpaläste und 213 sonstige Vergnügungsunter-

nehmen. In Berlin zählt man nur 3 große und 9 kleine Varietés, von denen 5 bloß Sommerveranstaltungen sind, 39 Kabarets, 11 Tanzpaläste und 22 Kinovarietés. Die 787 Vergnügungsunternehmen verteilten sich über ganz Deutschland auf 276 Städte. Nach Berlin hat Hamburg-Altona die meisten Unterhaltungsstätten, und zwar 5 Varietés, 9 Tanzvarietés, 37 Kabarets, dann folgen Bremen und Stuttgart mit 17 Lokalen, München mit 16, Dresden mit 15, Leipzig mit 12, Breslau, Frankfurt a. M. und Sietlin mit 11, Mannheim mit 10, Hannover mit 9, Köln, Halle und Biognis mit 8, Braunschweig, Magdeburg mit 7, Regensburg, Nürnberg, Konstanz mit je 6, Potsdam mit 5. Die Zahl ist also nicht etwa von der Größe der Stadt abhängig, sondern vom Temperament und Wohlstand der Einwohner und vom Fremdenverkehr. 12.000 Artisten wollen sich an diesen 787 Etablissements ihr Brot verdienen. Es ist daher unvermeidlich, daß stets die Hälfte ohne Engagements ist; das große Angebot erkört sich aus der großen Anzahl von Vergnügungsunternehmen (2000 allein in Berlin!) während der Inflationszeit.

## Weiteres.

In der Wochenchrift eines Kriegerbundes lese ich unter der Ueberschrift: Aus großer Zeit, folgendes: „Die Erinnerung an diese erste Zeit ist in unserer Kameradschaft noch immer lebendig geblieben, und mit besonderer Freude gedenkt man des Heldentodes, den der Unteroffizier K. J. mit der Fahne in der Hand, aus vierzehn Wunden blutend, erlitten, und der damals selbst den grausamen Gegnern Hochachtung abzwängte ...“

Ausgerechnet einem Aestheten Abgeordneten mußte das passieren. Er sprach in einer badi-schen Kleinstadt, und am nächsten Tag erschien im kartholischen Lokalblatt folgende Besprechung: „Am gestrigen Abend erwiderte sich Abgeordneter K. als Erster größten Formats.“

Am nächsten Tage kam eine Berichtigung: „Es muß natürlich nicht Erster, sondern Theoretiker heißen.“

Und am dritten Tage wurde festgestellt, daß auch dies nicht richtig wäre, es müsse selbstredend Rhetoriker lauten.

Ja, Fremdwörter sind Glückssache.

In einem Dorfe des südlichen Schwarz-waldes ist Hochzeit. Ein fünfzigjähriger Bauer, der lange Jahre Witwer geblieben war, hat endlich eine zweite Frau gefunden. Beim Festessen fragt ihn einer, warum er so lange mit der Wiederverheiratung gewartet habe. Da antwortet der Bräutigam verächtlich lächelnd: „Jo, 's isch lang ganga, bis i ebbs Possend's g'funda han. I brauch nämlich a Dem', die no ordentlich gadera sa, aber nemme legt.“

Humor des Auslandes. Eine Engländerin bestreift ein Raucherabteil; ihr gegenüber sitzt ein Herr, der sich nach kurzer Zeit eine Zigarette anzündet und mit Genuß raucht. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Oh, mein Herr, how spoking, bei uns fragt man eine Lady, before man raucht!“

„Verzeihung, meine Gnädigste, dies ist aber ein Raucherabteil, somit bedarf ich keiner Erlaubnis.“

„Oh, wie unhöflich. Wenn ich Ihre Gattin wäre, ich würde Ihnen Gift in den Tea geben.“

„Wenn Sie meine Gattin wären, würde ich ihn trinken!“ (M.)